



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Viktor Hehns Gedanken über Goethe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Bund umfaßt drei Kreise: 1. den brandenburgischen, der Mecklenburg, Oldenburg, Schwedisch-Pommern, Holstein, Braunschweig und die Hansestädte einschließt, 2. den sächsischen, zu dem die sächsisch-thüringischen und die anhaltinischen Lande gehören, 3. den hessischen, wozu das Fürstentum Fulda gehört, während die Grafschaften Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg, Schliß, Pyrmont, Nietberg, Rheda zu Gunsten Hessens mediatisirt werden. Ebenso werden die Besitzungen der Reichsritterschaft mediatisirt. Die übrigen Bestimmungen über ein Bundesheer, Bundesgericht u. s. w. müssen hier übergangen werden. Wie üblich, führten die Verhandlungen zu keinem Ziele. Sachsen steckte sich hinter Hessen, und umgekehrt; die kleinsten Staaten machten Weiterungen; die Hansestädte wollten sogar einen eignen Hansebund gründen. Gewinnen wollte jeder, Opfer bringen niemand. Die Ränke Napoleons, daneben auch die Mißgunst Osterreichs nährten die Mißhelligkeiten.

Kurz, man kann sagen: Hätte nicht Preußen ebenso zwingende Beweisgründe angewandt, wie Napoleon sie liebte, hätte es nicht an die *ultima ratio regis* appellirt, so wäre irgend etwas Ersprießliches für Preußen und Deutschland bei der ganzen Sache doch nicht herauskommen.

Die letzten zwecklosen Verhandlungen fanden im preußischen Hauptquartiere kurz vor dem Ausbruche des unheilvollen Krieges von 1806 statt. Dann verhallten die Stimmen der Diplomaten unter dem Donnergebrüll der ehernen Feuereschlünde; das Werk wurde begraben unter den Trümmern der zusammenbrechenden Monarchie Friedrichs des Großen. Es war das eingetreten, was ein Dichter in den Worten ausdrückt:

Und es klingt ein Lied von Jena, das tönt so trüb und schwer;
Wie dumpfes Totenläuten, so schallt das Lied daher:
Rußsia stürzte zu Boden, voll Blut und totenstumm,
Und Friedrich der Große wandte in seinem Grabe sich um.



Viktor Hehns Gedanken über Goethe.



iele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Dieser Spruch hat nicht leicht anderswo mehr Geltung, als im Gebiete der ästhetischen Kritik. Viele beschäftigen sich mit ihr, sei es von Amts wegen als Lehrer und Professoren, sei es von Berufs wegen als Journalisten, sei es, weil so viele Menschen sich berechtigt glauben, von dem Eindruck, den eine Dichtung in ihnen hinterlassen hat, öffentlich Rechenschaft abzugeben. Viele beschäftigen sich insbesondere mit der kritischen Forschung

in dem weitläufigen Weinberge Goethes; kaum vergeht ein Monat, ohne daß nicht ein Brief von oder an Goethe gedruckt, ohne daß nicht eine neue Abhandlung über eine seiner Dichtungen veröffentlicht würde. Aber ausserwählt sind wenige: wahrhaft bemerkenswertes bekommt man gar selten zu hören von allen denen, die über Goethe schreiben. Denn um über Kunst und Poesie und vollends über ihren Großmeister etwas Eigentümliches sagen zu können, muß man selbst im gewissen Grade ein Original sein, selbst eine starke Persönlichkeit, eine tiefe Natur, ein reicher Geist, es muß sich ein Original dem andern mit voller Brustseite gegenüberstellen können, und solcher Originale giebt es in der Menschenwelt gar wenige, jedenfalls weit weniger, als es Lehramter für Kunst- und Literaturgeschichte an niedrigen und hohen Schulen giebt. Allein nur solch ein Original ist fruchtbar für die Entwicklung des literarischen Lebens. Manches künstlerische Lebensschicksal ist ja, wie uns alle Geschichte lehrt, von der zufälligen Anwesenheit eines solchen wahlverwandten kritischen Lesers oder Zuschauers in seiner Gegenwart bedingt gewesen. Und fruchtbar ist solch ein kritisches Original selbst — wie es ja in allen menschlichen Dingen zu gehen pflegt — in seiner Einseitigkeit, in seiner Leidenschaft, die sich an das starke Empfinden stets zu heften pflegt.

Solch ein Ausgewählter, solch ein wahrhaft originaler Kritiker ist Viktor Hehn, dessen Gedanken über Goethe (Berlin, Gebrüder Bornträger, 1887) — schon der Titel ist mit dem ungewollten Zugeständnis der Subjektivität original kühn — zu den wertvollsten kritischen Werken gezählt werden müssen, welche die überreiche Goetheliteratur besitzt.

Viktor Hehn, der Verfasser der beiden eines großen Ansehens genießenden Bücher „Italien“ und „Kulturpflanzen und Haustiere,“ ist ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und außerordentlicher Belesenheit. Er kennt genau die alte Literatur der Griechen und Römer, er zitiert Homer und Hesiod und Solon und Vergil und Ovid und Tibull mit philologischer Gewandtheit. Er ist aber ebenso zu Hause im Parcival des Wolfram von Eschenbach, in den Tischreden Martin Luthers und in der ganzen Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Hehn ist ein Kulturhistoriker ersten Ranges: die Entwicklung der Sitten in Haus, Hof und Stadt, den Zusammenhang zwischen der Volksbildung und ihren klimatisch-geographischen Bedingungen, die politische Geschichte Deutschlands und Europas — alles dies überschaut er mit klarer, tiefer Einsicht und weiß es aufs anziehendste und lehrreichste mitzuteilen. Allein er besitzt noch eine andre vornehme Eigenschaft, die in unserm scholastischen Zeitalter gar selten geworden ist: diesen kaum übersehbaren Reichtum empirischer Wissenschaft durchdringt und ordnet Hehn mit einer nicht minder bedeutenden philosophischen Kraft, und es verschlägt gar nichts, wenn er sich mit Nachdruck zu einer Philosophie bekennt, die hentzutage ganz außer Mode gekommen ist: zur Philosophie Hegels. Denn sein positiv wissenschaftlicher Geist läßt sich nicht oder we-

nigstens sehr selten zu unhaltbaren historischen Konstruktionen verleiten oder gar für die reiche Mannichfaltigkeit der sinnlichen Natur und Menschenwelt blenden, wie es vielen Hegelianern ergangen ist, die sich in ihren abstrakten Schemen wie das Tier auf grüner Heide trostlos drehen. Hehns Stärke ist gerade seine ungewöhnlich regsame Phantasie, sein hochentwickeltes poetisches Gefühl, welches ihn befähigt, den feinsten Gängen lyrischer Empfindung nachzuspüren, und ihn für den Genuß poetischer Schönheit stets empfänglich erhält. Und wie es bei jedem starken Geiste zu geschehen pflegt, hat sich auch Hehn poetisches Empfinden mit seinem philosophischem Denken zu einer einheitlichen Weltanschauung verschmolzen. Hehn ist ein Idealist seinem metaphysischen Bekenntnisse nach; die Poesie ist idealistisch ihrem Wesen nach. Der Metaphysiker aus der Schule Schellings und Hegels ist von der Identität des Geistes und der Materie spekulativ überzeugt worden; der Dichter kennt von vornherein nur Geist oder vielmehr nur Seele, nur Gemüt, und wenn es noththut, beseelt er auch die Felsen — freilich nur in seinem Gedichte; in der nüchternen Prosa bleibt er sich der künstlerischen Umbildung bewußt. Darum ist es für den Idealisten Hehn bezeichnend, daß er eine anziehende Darstellung dieser dichterischen Anschauungsweise mit den Worten schließt: „So offenbart sich der innige Zusammenhang oder vielmehr die ewige Identität des Gedankens und des äußern unmittelbaren Daseins“ (S. 326). Mit seinem starken Gefühl für das wahrhaft Poetische verbindet sich in Hehn natürlicherweise auch ein starkes Gefühlsleben überhaupt. Er ist daher ein Meister im Charakterisiren von Persönlichkeiten, und so leidenschaftlich er sich zu seinem Goethe und seinem Hegel bekennt und sie begeistert preist, so künstlerisch präzise er jeden Menschen, der ihm gefällt, mit wenigen Strichen uns vorzustellen vermag, so offenherzig, so schneidig, so rücksichtslos ist er in seinem Haß, mit dem er unter Lebenden und Toten aus diesem und dem vergangenen Jahrhundert manchen beehrt. Aber gerade dieser energischen Persönlichkeit mit ihrem tiefen und starken Gefühl bedurfte es, um neue „Gedanken“ über Goethe zu schreiben. Untersuchungen über richtige Datirung von Gedichten, über druckfehlerfreie Texte, über Anlehnungen an ältere Dichter, über die verschiedenen Entwicklungsstufen des Faust und dergleichen mehr (Aufgaben, die wir durchaus nicht geringschätzen wollen), werden auch von minder kraftvollen Persönlichkeiten besorgt. Hehn ist ein lebensvoller Mann und Schriftsteller, der nichts Scholastisches verträgt, der in die entferntesten Betrachtungen oft unvermutet eine Erinnerung an die „aktuellste“ Gegenwart hineinbringt, also stets seine Darstellung subjektiv färbt — ein Feuilletonist, wenn man will, aber ein Feuilletonist in dem Sinne und in dem Stile, wie man Schopenhauer einen solchen nannte. Gemeinjam ist beiden übrigens der Haß gegen die Zeitungsschreiber.

Eigentlich ist Viktor Hehn ein Romantiker (von der Schule der sogenannten ältern Romantik). Man kann den Kern seiner eignen wissenschaftlichen Anschauung nicht mit andern Worten besser kennzeichnen, als mit denjenigen,

die in seinem Buche das Wesen der Romantik zusammenfassen. Er sagt: „Die Romantik war ursprünglich aus dem Kampfe mit der Aufklärung hervorgegangen und hatte die Natur und das natürliche Werden und Wachsen gegen die Forderungen und toten Werke des bloßen Verstandes und der abstrakten Willensfreiheit gesetzt. Wenn die Aufklärung die Gesundheit des Publikums hauptsächlich vor Schwärmerei behüten wollte, so hatte die Romantik gelehrt, daß es ein Irrationales, Unmittelbares in Recht und Staat, in Kunst und Sprache, eine konkrete Wissenschaft und spekulative Logik, eine natürliche Mannichfaltigkeit der Menschen gebe, die durch keine Pädagogik oder legislative Fiktion aufzuheben sei“ (S. 153). In diesen Worten ist auch die wissenschaftliche Grundanschauung Hohns enthalten. Da er betont, daß die Romantik diese neue und, wie wir hinzufügen wollen, alle unsre Geisteswissenschaften heutzutage beherrschende Lehre nicht etwa durch Hamann und Herder, sondern durch das Studium der Goethischen Poesie allein gewonnen habe, so ist Hohns Betrachtung Goethes vornehmlich — wenigstens in diesem ersten, bisher erschienenen Teile seiner „Gedanken“ — von dem Hauptgedanken geleitet, darzustellen, wie sich in Goethes Werken diese geistige Welt als Natur vor das innere Auge stellt. Nicht Goethe den Künstler, wie vornehmlich Scherer, nicht Goethe den Denker im engern Sinne, wie beispielsweise Otto Harnack ihn geschaut haben, will Hohn erfassen, sondern Goethe, das originale poetische Genie mit seiner für seine Zeit fast unbegreiflichen neuen Art, die Welt anzuschauen; dies ist, wenn wir nicht irren, der gemeinsame Zweck aller Hohnschen Untersuchungen. Darum läßt sich Hohn nicht auf die Entwicklungsgeschichte Goethes ein, darum interessiert ihn auch nicht ein einzelnes Werk desselben genügend, um bloß darüber Untersuchungen anzustellen, darum darf er auch gleichsam aus dem Vollen schöpfen, Briefe, Dichtungen, Abhandlungen ohne Unterscheidung für seine Beweisführung herbeiziehen.

Immer ist es nur eine Frage, die beantwortet werden soll: Wie hat Goethe die Natur angeschaut? Nun trennt sich aber diese Frage notwendigerweise in die zwei Fragen: Wie war Goethe selbst als Natur beschaffen? und sodann: Was ist unter Natur alles zu begreifen?

Hohn faßt Geschichte, Tradition, Abstammung, Landschaft, Klima unter seinen Naturbegriff zusammen, und demnach untersucht er in der ersten Abhandlung „Südwest und Nordost“ die Stammeseigentümlichkeit der Deutschen in den verschiedenen Teilen des Landes, um den Stamm der Franken, dem Goethe angehörte, näher zu charakterisieren. Er weist nach, daß ein großer Dichter in dem klimatisch rauhen und kulturgeschichtlich weit hinter dem Südwesten zurückstehenden Nordosten Deutschlands kaum hätte entstehen und gedeihen können. Anknüpfend daran schildert er Goethes Beziehungen zu der weinspendenden, lebensfreudigen Heimat am Rhein, seine Vorliebe für ein mildes Klima, seine schwere Eingewöhnung in das rauhere Thüringen, wo kein Wein mehr wächst, seine Freude am italienischen Himmel, seine Abhängigkeit vom Wetter über-

haupt, seine sehr spät erst erwachte Sympathie für Berlin, das er schon zur Zeit Friedrichs des Großen gesehen, seitdem aber nicht wieder besucht hatte, und dergleichen mehr. Dazwischen läßt es Hehn nicht an geistreichen Bemerkungen über den Einfluß fehlen, den Goethes Übersiedlung nach dem stammesfremden Weimar für sein ganzes Leben gewann; er wirft z. B. die Frage auf, was wohl aus Goethes Poesie und Person geworden wäre, wenn er Frankfurt nicht verlassen hätte, oder wenn er die Wahl zum Bürgermeister, die man ihm nach dem Tode seines Großvaters Textor 1790 angetragen hatte, angenommen hätte. „Im Elsaß (am Rheine also) war es gewesen, wo der junge Genius seine Flügel entfaltete,“ und bis ins höchste Alter blieb ihm eine sehnsuchtsvolle Erinnerung an diesen Stätten seiner Jugendjahre. Und ebenso war es Süddeutschland vorerst, in dem Goethe mehr Wiederhall als in Norddeutschland erweckte. Goethes Volksfiguren tragen alle den Charakter des katholischen Südens, selbst der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“ ist katholisch. So klar auch Hehn die Bedeutung des norddeutschen Volkes für die politische Entwicklung der Nation anerkennen und nachweisen mag, seine Sympathie schenkt er mit Goethe dem künstlerischer begabteren, feineren, naiveren Volke des Südens. Das Merkwürdige an dieser von weltgeschichtlichen Gesichtspunkten eingeleiteten ersten Abhandlung des Buches ist, daß wir durch sie ein Bild der ganzen Persönlichkeit Goethes von einer eindringlichen Kraft erhalten haben, wie kaum jemals bei einem andern Biographen, und doch hat Hehn scheinbar nichts andres gethan, als daß er gelegentliche Äußerungen Goethes über das Wetter und über das Land, in dem er sich gerade aufhielt, zusammenstellte! Wenn aber Hehn später einmal (S. 301) von Goethe sagt: „Er war ja mit seinem ganzen Dasein an das Schicksal des Planeten gebunden und gehörte ihm so innig an, wie alle übrigen Organismen, z. B. die Zugvögel, die im Frühling kommen und im Herbst fortziehen, oder die Bäume, die ihr Laub jetzt hervortreiben, jetzt abwerfen,“ so sind wir von der Wahrheit dieser tief das dichterische Wesen ergreifenden Charakteristik schon hier überzeugt worden. Hehn kommt eben durch seine Methode von allen Seiten zum Centrum; immer steht uns der ganze Goethe in vielen seiner Beziehungen vor Augen, niemals in einer einzigen allein.

Die fünfte Abhandlung des Buches: „Naturphantasie“ führt dieses Thema von Goethes Verhältnis zur Natur näher aus. Hehn reiht Goethes dichterische Aussprüche über den Tag, die Nacht, den Morgen und den Abend, über die Sonne, den Mond und die Sterne an einander und zeigt uns die Bedeutung, welche alle diese Himmelserscheinungen für sein Gemüt gewonnen haben. Goethe bezeichnete sich ja selbst als einen Sonnenanbeter, kein zweiter Lyriker hat den Zauber des Mondlichtes so schön verherrlicht wie er. Aber auch zu den einzelnen Jahreszeiten hatte seine Poesie ein inniges Verhältnis, und wie die Geschichte der Lyrik das Motiv des Eislaufs von der Ode Klopstocks „Der Züricher See“ an verfolgt, so findet sie in Goethes Lyrik schon die Anfänge

der in unsrer Zeit so reich entwickelten Naturpoesie der schwäbischen Lyriker. Hohn läßt sich bei seinen Betrachtungen von dem Gedanken leiten, daß sich in Goethes Lyrik das Verhältnis zur Natur in gleicher Weise offenbare, wie in den uns bekannten ältesten Gedichten der Griechen. Durchaus nicht als bewußte Anlehnung an Homer, Hesiod u. a. will Hohn diese Übereinstimmung ansehen; vielmehr ist sie ihm ein neues Zeugnis für die durch alle geschichtliche Wandlung im Wesen sich gleich bleibende menschliche Natur. (In seiner „Psychologie der Lyrik“ hat Karl du Prel denselben Gedanken verfolgt, nur in noch umfassenderem Sinne, und schließlich die Formel gewonnen: Die Lyrik ist eine „paläontologische“ Weltanschauung — eine leicht irreführende Formel, weil sie das Gegenteil von dem sagt, was aus der Untersuchung hervorging.)

Am 23. August 1787 schrieb Goethe aus Italien die für die Entwicklung seines Geistes bedeutsamen Worte (die auch Scherer mit Nachdruck zitiert): „Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, um so meinem Geiste die Ewigkeit zu schaffen.“ Damit hatte für Goethe eine neue künstlerische Periode, die der typischen Kunst, begonnen, welche in der „Natürlichen Tochter“ ihren strengsten Ausdruck gefunden hat. Diese „bleibenden Verhältnisse,“ wie sie sich in der Phantasie Goethes gestaltet haben, aus seinen Dichtungen herauszuheben und den Nachweis zu führen, daß sie genau mit denjenigen Formen übereinstimmen, welche die empirische Forschung der Sittengeschichte aufdeckt, diese wahrhaft bedeutende Aufgabe lösen die zwei Abschnitte „Naturformen des Menschenlebens“ und „Stände.“ „Derselbe Dichter — sagt Hohn —, der vor allem berufen schien, in lyrischem Gesange den Kämpfen des Bewußtseins und Einzeldaseins Ausdruck zu geben, derselbe zeigt uns auch in idealen Amrissen die beharrende Naturgestalt unsers Geschlechts, die substantiellen Lebensformen, in deren Schooße das Subjekt noch unerforscht ruht. Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höhern Tierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam“ (S. 186). Der Begriff der naiven Poesie, welcher in der deutschen Ästhetik eine so wichtige Rolle spielte, nachdem er durch Schiller (der ihn ja seinerseits auch nur durch die Betrachtung Goethes gewann), eingeführt worden war, erhält durch diese Abhandlung Hohns eine kaum geahnte Vertiefung und geschichtlich konkrete Begründung. Auch Goethe hatte seine „sentimentale“ Periode; das war die Zeit des Werther, des Faust, der Lyrik des „Wanderers,“ welche überall den Gegensatz von Kultur und Natur und die Sehnsucht nach jenem unwiederbringlichen Zustande beschränkten Daseins im Schooße der überkommenen Sitte aussprachen. Allein sein Entwicklungsgang führte ihn über diesen sentimentalischen Zwiespalt hinaus, und er ergab sich sowohl persönlich, wie als Forscher und Künstler ganz dem Kultus der Natur. „Das Menschenleben als gesetzmäßig und unveränderlich, als durch natürliche Kräfte bewirkt zu betrachten, mußte dem Dichter nahe

liegen, der auch Naturforscher war und die Natur selbst in ihr unbewußtes Schaffen zu ergünden, ihrer durch geistige Teilnahme würdig zu werden sein Leben lang sich bestrebte" (S. 217). Und man muß die Größe seines Genius bewundern, der mit dem intuitiven Dichterblick alle jene Grundformen des menschlichen Daseins herausfand, welche die wissenschaftliche Forschung erst nach mühsamen vergleichenden Studien der Literatur und Kultur der verschiedenen Zeiten und Völker und am Ende auch nicht anders feststellen kann. Dies also das Thema der zwei bedeutenden Abhandlungen Hehns. Die Periode der typischen Kunst fällt bei Goethe mit seiner Epik zusammen, und demnach sind es vornehmlich „Hermann und Dorothea,“ „Alexis und Dora,“ „Wilhelm Meister“ u. a. m. aus den neunziger Jahren, die für Hehns Studien wichtig wurden. „Daher — bemerkt Hehn gelegentlich — die Einstimmung der in Rede stehenden Goethischen Schilderungen mit den Bildnissen des Epos und der Skulptur, daher die Anklänge, die beim Genuß derselben wie ein fernes, leises Echo aus dem Altertum zu uns herüberkommen.“ Denn diese typische Allgemeinheit der Figuren ist eine Eigentümlichkeit der Skulptur. Wie glücklich und wie tief Goethes Auge beobachtete, veranschaulicht er an einzelnen schönen Beispielen. So erscheint bei Goethe das junge Mädchen (Gretchen, Klärchen, die Spinnerin u. s. w.) gern an der Spindel; Hehn liefert dazu eine Geschichte des Weibes mit der Spindel in der Hand vom grauen Altertum bis zu Goethes Zeit; oder er verfolgt das Motiv der Mädchen am Brunnen von der biblischen Rebekka bis zu den Sittenrichterinnen am Brunnen im „Faust.“ Und so mit allen andern Motiven: dem Typus des Vaters, der Mutter, der Braut, des Richters, der Werbung, des Spießbürgers u. s. f. Zur rechten Charakteristik Goethischer Kunst wird Schillers „Lied von der Glocke“ herangezogen, wie früher sein „Spaziergang.“ Die Abneigung Goethes gegen alle analytische Naturwissenschaft, gegen alle Mathematik und Mechanik, gegen Mikroskope und Fernröhre bringt Hehn mit diesem für das Organische, Allgemeine, Typische ausschließlich interessirten Geiste und dessen poetischer Anlage in natürlichen Zusammenhang. Das Kapitel über die Stände giebt Hehn nicht minder ergiebigen Anlaß, die von Wirklichkeit gesättigte Beobachtung Goethes zu beleuchten. Goethes Bürger lieben z. B. sich in sprichwörtlichen Wendungen zu äußern, ein eminent wahrer Charakterzug. Die Gretchentragödie ist nur in bürgerlicher Umgebung und Gesinnung möglich. Hehn skizzirt eine Geschichte des Nachbarnmotivs u. dergl. m. Dabei findet er passende Gelegenheit, Goethes bürgerlichen Ausgangspunkt, seinen ursprünglichen Haß des Adels, seinen Gegensatz zur weimariischen Hofgesellschaft in den ersten Jahren seines Aufenthalts, sodann sein allmähliches Hineinwachsen in die Form des adelichen Umganges unter der sanften Anleitung der Frau von Stein, seine schließliche Herrschaft über die zwingenden Formen und noch dergleichen mehr zur Sprache zu bringen. Goethe kam ja am Ende zu dem Standpunkte, dem Ottilie im Tage-

buch Ausdruck giebt: „Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte.“ An die Charakteristik der Bauern, Bürger und Adlichen in Goethes Dichtung reiht Hehn die seines Verhältnisses zu den verschiedenen Nationalitäten der Franzosen, Polacken, Italiener u. s. w.

Aber merkwürdig bleibt doch eins. In allen diesen unvergleichlich schönen Untersuchungen, die man ob ihres Reichthums an Geist und Kenntnissen nicht genug bewundern kann, bricht von Zeit zu Zeit ein seltsamer Ton des Hasses der Gegenwart durch, die Hehn umgiebt, welcher uns bei ihm umsomehr überrascht, als gerade seine ganze Weltanschauung — die geschichtliche — ihn zu einer mild objektiven Stimmung führen müßte, welche ihn selbst den Absonderlichkeiten unsrer Zeit gegenüber auf einen ironisch kühlen Standpunkt stellen sollte. So schließt Hehn beispielsweise seine Skizze der Spindel mit folgendem elegischen Ausfall: „Auch dies ist jetzt vergangen: welches Mädchen sitzt noch am Spinnrocken? Eine noch abstraktere Mechanik, die Fabrik, durch Dampf getrieben, hat das Geschäft übernommen. So ist mit dem Weibe und seiner Spindel bei Homer kein Zusammenhang mehr. Auch die Guitarre mit der seidenen Schleife hängt dem Mädchen nicht mehr anmutig im Arme und begleitet sie in den Garten, in den Wald; sie sitzt am Klavier, einem häßlichen, unförmlichen Kasten, und kehrt uns den Rücken.“ (S. 212.) Kräftiger noch lautet die Klage über das Zeitalter der Eisenbahnen — „der Todfeindin heimatlicher und herzlicher Gefühle“ (!) — bei Gelegenheit der Charakteristik der sozialen Zustände zu Goethes Zeit (S. 250 ff.). Man braucht nicht gerade ein Lobredner unsrer Zeit zu sein, um nicht die romantische Schwärmerei Hehns für die Vergangenheit zu teilen: auch diese hatte ihre Schwächen, und es scheint uns vollends unhegelsch, also zu klagen. Allein wir würden diesen Punkt kaum berührt haben, wenn nicht gerade die leidenschaftliche Romantik Hehns uns die Freude an der umfanglichsten und auch bedeutendsten Abhandlung seines Buches einigermaßen getrübt hätte, deren Besprechung wir uns bisher aufgespart haben.

„Goethe und das Publikum. Eine Literaturgeschichte im Kleinen“ lautet der Titel dieser Abhandlung, und in seiner geistprühenden knappen Weise führt Hehn alle Persönlichkeiten an uns vorüber, welche vom Auftreten Goethes mit seinem „Götz“ und „Werther“ bis herab auf die Erfindung der Goethephilologie sich irgendwie maßgebend über Goethe geäußert haben. Es ist ein ungemein interessantes Werk: kaleidoskopartig tritt meist in scharfer Beleuchtung eine Menge bedeutender Menschen vor unser Auge: Friedrich der Große, Klopstock, Lessing, Nicolai, Herder, Wieland, die Herzogin-Mutter, Karl August, die Herzogin Luise, Merck, Knebel, Schiller, die Brüder Schlegel, Novalis, Tieck, Karoline, Dorothea, Rahel, Geng, sodann Heine, Börne, Schelling, Hegel, Görres, die Jungdeutschen, Gervinus, Bilmar, Wischer — und noch manche andre, die wir vielleicht übersehen haben. Hehn skizzirt die erste enthusiastische Aufnahme Goethes beim großen Publikum, jedoch auch die ablehnenden Gegenkritiken der Führer der Auf-

klärung; wir blicken in das Verhältnis zu Karl August, der im Grunde wenig Sinn für die Poesie Goethes hatte und seinen französischen Geschmack bis ans Ende (der Hund des Aubry!) beibehielt. Dann verschwindet Goethe nach dem ersten Lärm, den er mit seinen tragischen und satirischen Gedichten gemacht hatte, von der Tagesliteratur, die stillen Jahre in Weimar folgen; die Nation ist ausschließlich mit politischen Streitfragen beschäftigt. Frau von Stein treibt ihn leider auch nicht zu seinem eigentlichen Lebensberufe, Frauen wissen nicht die Zeit zu schätzen, wissenschaftliche Interessen, politische Thätigkeit nehmen Goethe ganz ein, bis er nach Italien geht. Die Erzeugnisse aber, die er von dorthier mitbringt (Tasso, Iphigenie), finden in den Kreisen der Weimaraner kein Verständnis, keine Sympathie, bis die Bekanntschaft mit Schiller Goethe aus der Vereinsamung zieht und neue Schaffenslust in ihm erzeugt. Er beendet den ersten Teil seines Faust. Hehn findet dabei Gelegenheit, geistvoll und treffend über die Verschiedenheit des ursprünglich rein humoristisch geplanten Mephisto mit dem spätern, der den Geist der Verneinung vorstellt, zu sprechen. Der Xenienkampf macht endlich der herrschenden, altersschwachen Aufklärung ein Ende. Ein neues Geschlecht ist erstanden, das sich begeistert und mit Verständnis an Goethe anschließt: das Geschlecht der Romantiker und der Philosophen. A. W. Schlegel und der wohlverwandte Geist Schellings haben Goethe nach Schiller zuerst wieder verstanden. Um diese Zeit stand Goethes Ruhm am höchsten. Aber die Romantik schlägt in Mystik um, Goethe ist ihr bald zu modern, die Nazarener bekämpfen seinen lebensfrohen, hellenischen Genius. In Berlin bildet sich um die geistreichen Südinnen herum eine Goethegemeinde; ihrem vorurteilsfreieren Geiste war es beschieden, die Verehrung Goethes im frommen Norden Deutschlands einzuführen. Die jüngere Romantik aber findet sich mit Goethe widerwillig ab, ihr ist er einfach unbequem. Dann kommt die Zeit der Julirevolution: Börne mit seiner fanatischen Demokratie haßt Goethe als Aristokraten und gewinnt großen Anhang. Seines Verehrung Goethes erklärt Hehn für „heuchlerisch,“ obgleich er der einzige unter den Jungdeutschen war, der Goethes poetische Größe zu würdigen vermochte. Die andern Jungdeutschen standen in Abhängigkeit von Paris; W. Menzel lud Schmach auf sich durch seinen teutonischen Goethehaß; Gerwinus bekundete sich als ein poesieloser Liberaler, der mit seiner Literaturgeschichte mehr Schaden als Heil gestiftet hat; von den in der Stille thätigen Germanisten und Schwaben spricht Hehn nicht. So kommt er zu dem Schlusse, daß niemals die Wertschätzung Goethes tiefer gestanden habe, als gerade an seinem hundertsten Geburtstage, 1849.

Wir wollen hier einen Augenblick verweilen. Die Urteile Hehns sind zweifellos in den meisten Fällen zutreffend. Allein wenn er vom Standpunkte seines romantischen Bekenntnisses den Rationalismus nicht genug verurteilen kann, so thut er jedenfalls Unrecht. Heutzutage noch im Tone der jungen Schlegel und Tieck über die Führer der Aufklärung, über Lessing und Nicolai zu sprechen, ist jedenfalls

veraltet. Den heftigen Widerspruch Lessings gegen den jungen Goethe stempelt Hehn geradezu zum sittlichen Verbrechen. Mit „Neid und Eifersucht“ erklärt er die Motive, welche Lessing gegen „Göz“ und „Werther“ in Harnisch brachten. „Außer Besitz gesetzt zu werden, gefällt niemand, und Lessings ungemeine Erbitterung, für die die andern allgemeinen Gründe nicht ganz ausreichen(?), erklärt sich so am einfachsten“ (S. 59). Und doch hat Hehn gerade am klarsten das absolut Neue an Goethes Wesen nachgewiesen, wofür dem Rationalisten, der eine zwecklose Schönheit gar nicht kannte, das Organ fehlen mußte. Wie konnte also Lessing etwas beneiden, das er gar nicht in seinem vollen Werte zu würdigen vermochte? Und ferner: hätte Goethe jemals so verehrungsvoll von Lessing gesprochen, wie er es in Wahrheit immer gethan hat, wenn er dessen Kritik als Neid empfunden hätte? Nein, hier spricht sich eine persönliche Abneigung gegen Lessing aus, ganz wie ihn die Romantiker gehaßt haben. Beweis dafür ist folgendes Urteil über Lessing: „Er bedurfte solcher Gegner [wie Klotz, Göz u. a.], um seine Kraft zu zeigen, und gewährte sich gern in paradoxer Sophistik den Genuß seiner Überlegenheit. . . . Wenn er sich gegen Jakobi als Spinozisten bekannte, so war auch dies wohl nur Geistespiel — denn sonst wäre sein langer Umgang mit Moses Mendelssohn und den andern Freunden nur eine fortgesetzte Heuchelei gewesen.“ (S. 12.) Angenommen selbst, Lessing wäre von Kindesbeinen auf Spinozist gewesen — und die Wahrheit ist, daß er es erst in seinen spätesten Jahren wurde, die er fern von Berlin und auch etwas verschlossen gegen Mendelssohn zubrachte —, muß der Verkehr mit Männern, die sich zu einer andern Metaphysik oder gar zu einem andern Glauben bekennen, gleich als „Heuchelei“ gescholten werden? Sind menschlich warme Beziehungen ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der letzten philosophischen Überzeugungen nicht gestattet?

Von andern Urteilen, denen wir nicht beipflichten können, wollen wir nicht reden, sondern zum Schlusse noch Hehns Urteil über das Verhältnis unsrer eignen Zeit zu Goethe hervorheben. In der Aufzählung derjenigen, welche für das Verhältnis der Gegenwart zu Goethe von Wichtigkeit geworden sind, hat er Schopenhauer mit Stillschweigen übergangen. Wir persönlich sind ja durchaus nicht dessen Anhänger, aber ableugnen läßt sich sein Goethekultus auch nicht. Ebenso ungerrecht erscheint uns das Übergehen Wilhelm Scherers, der jedenfalls viel dazu beigetragen hat, daß der Vorwurf Hehns gegen unsre Zeit: „Goethe steht in der Ferne, gleichsam am Rande des Horizonts, man läßt ihn gelten, ohne — wie vor einem halben Jahrhundert — sich für oder wider ihn zu erhitzen“ (S. 176) — nicht ernsthaft erhoben werden kann. Denn Thatsache ist es doch, daß Goethe heutzutage im Mittelpunkte der germanistischen Studien steht, und das ist mit ein Verdienst Scherers. Hehn will die Gegenwart, der er so heftig zürnt, nicht kennen; es macht den Eindruck, als ob er in einsamer Weltferne dahin lebte, den Träumen an eine verklärte Vergangenheit hingegeben, keinem andern Gott als Goethe dienend. Und dabei

scheint er seinen Kultus für ein ausschließliches Vorrecht bevorzugter Geister zu halten, und nicht zu ahnen, wie er den Dichter Goethe mit eben denselben Urteilen schädigt, die er über ihn als aristokratischen Genius fällt. So sagt er: „Von Goethes Dichtungen eignen sich nur wenige zum Jugendunterrichte, von Schiller alles oder fast alles“ (S. 168). Das geben wir nicht zu. Unsrer Generation hat in der Schule Götz, Egmont, Tasso, Iphigenie, Werther, die italienische Reise, Hermann und Dorothea, Euphrosyne, die Balladen alle gelesen — dies genügt doch wohl für die erste Kenntnis Goethes. Und so macht Hehn der Gegenwart auch einen andern grundlosen Vorwurf. Er preist Vischer und seine Ästhetik, wie gebührend, und sagt: „Vischers Ästhetik, begonnen noch vor dem Jahre 1848, in elf Jahren vollendet, liegt nun bald seit dreißig, ja in einzelnen Teilen seit bald vierzig Jahren dem Publikum vor, aber von einer zweiten Auflage ist bis jetzt nichts zu hören gewesen.“ Warum? Hehn sagt, sie hätte kein Publikum gefunden, so unsterblich sie auch sei. Die ganze literarische Welt weiß aber, daß Vischer selbst sich einer zweiten Auflage trotz vielfacher Anträge der Buchhändler widersetzte, und dies in seiner Selbstkritik der eignen Ästhetik ausführlich begründete.

Doch genug des Widerspruchs. Es war uns nicht darum zu thun, nach Art so vieler Kritiker in der Polemik gegen vereinzelte Irrtümer eines großen Gelehrten das eigne Licht glänzen zu lassen — über viele von Hehn berührte Erscheinungen und Persönlichkeiten ist ja die Diskussion überhaupt noch nicht geschlossen, hier dürfte noch jeder Gelehrte seine eigne Meinung haben —, sondern nur um den Beweis für die gleich im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Einseitigkeit Hehns. In Wahrheit aber fühlen wir uns mit der Grundlage seines kritischen Denkens vollkommen einverstanden.

Möge dem greisen Forscher die geistige Rüstigkeit bewahrt bleiben, auch den angekündigten zweiten Teil seiner „Gedanken über Goethe“ der Öffentlichkeit zu übergeben. Denn in der Zeit, wo endlich des Altmeisters Werke in würdigem Gewande der Nation übergeben werden, kann es keinen berufenem Führer zur Erkenntnis des Goethischen Wesens geben, als Viktor Hehn, der mit der Begeisterung für den Olympier auch die univervale Bildung vereinigt, die Goethe, um ganz klar erfasst zu werden, von seinem Dolmetsch fordert.

Wien.

Moritz Necker.

